

Nr. 274. Bromberg, den 28. November 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(8. Fortsetzung.) ——

Einige Ordonnanzen schwirren herum und balancieren Tabletts und Gläser. In einer Ecke paukt ein Fähnrich auf einem verstimmten Klavier, daß es schmerzlich durch die Gegend tönt.

Der Leutnant Müller grüßt nach hier und dort, bestellt sich eine Kleinigkeit und nimmt an einem Tisch der Kartenspieler Platz, um ein bißchen zu kiebitzen.

Der weintrinkende Oberst erzählt sich selber etwas, er scheint schon etwas heftig getrunken zu haben und schreit ab und zu „hurra". Man weiß, er hat vor Leipzig ein paar gehörige Kratzer abgekriegt, war mit seinem Regiment immer an der Front, so was will vergessen sein.

Und dann geschieht das, worauf der Leutnant Müller an diesem Abend am wenigsten gefaßt gewesen wäre.

Ein Hauptmann von der Garde betritt die Messe. Etwas hitzig und erregt. Das Gesicht glüht ihm, es ist unverkennbar, daß er schon woanders verschiedenes hinter die Binde gegossen haben muß. Mag er also sonst schon forsch sein, jetzt sieht er noch forscher aus.

Müller blickt flüchtig auf und erschrickt unwillkürlich. Ach ja, den kennt er doch? Wer ist das doch gleich? Richtig — von Heyken! Hauptmann von Heyken. Bei Großbeeren hat er ihn mal „so im Vorbeigehen" kennengelernt. Nicht ganz sympathisch, der Mann. Zuviel Schnarrendes in der Stimme.

„Ah — wir kennen uns doch, Kamerad?" sagt Herr von Heyken, der eben die Herren am Spieltisch etwas lärmvoll begrüßt hat, zu Müller. „Wußt ich doch schon vorher, daß Sie hier sind — haha."

Kurzer Händedruck. Unruhig flackernder Blick.

„Ich sah nämlich den Manfred draußen im Stall, als ich eben meinen Gaul unterstellte — ja, hm."

„Ah so", lächelt Müller.

„Also auch noch auf der Erde, Kamerad?"

„Müller, nichts als Müller."

„Haha, Kamerad Müller, richtig. Darf ich Sie zu einer Flasche einladen? Bitte?"

Man kann nicht nein sagen.

So setzen sie sich also an den Nebentisch der Spielergruppe. Der Hauptmann Köckeritz blickt kurz und mit etwas zugekniffenen Augen zu Heyken hin. Dann spielt er weiter.

Die Flasche Wein kommt. Adolf von Heyken schenkt selber ein. Die Hand zittert ihm ein wenig dabei.

„Na, denn also! Worauf stößt man an, Kamerad? Hahaha — auf den weißen Manfred, der Sie bisher offenbar so sicher getragen hat, und seine schöne Besitzerin, Baronesse Annemarie! Entzückendes Gör, was? Haha! Sie soll leben!"

Müller hebt das Glas. Na ja, daß er da die Annemarie kennt, da er den Manfred kannte, war ja doch klar. Und auf Annemarie kann man natürlich jederzeit anstoßen. Der Ton paßt ihm allerdings nicht so recht, den dieser Heyken anzuschlagen beliebt.

Die Unterhaltung geht eine Weile auf die eben erlebten kriegerischen Abenteuer über, aber bald ist der Hauptmann von Heyken mit der Beharrlichkeit des Angetrunkenen wieder bei Manfred.

„Apropos, Kamerad, Manfred. Müssen ja einen mächtigen Stein im Brett gehabt haben bei der kleinen Annemarie, daß sie Ihnen den famosen Gaul gegeben hat. Ist ja beinahe wie ein — hahaha" — er trinkt das Glas aus und tut es viel zu hastig — „ein Liebesgeschenk. Wenn ich denke, wie die Annemarie an dem Pferd hing."

Müller steigt eine leichte Röte in die Stirn.

Der Kerl ist betrunken, denkt er bissig. Wie steht er denn überhaupt zu Annemarie? Es dürfte ihm doch wohl verdammt gleichgültig sein, ob der Manfred ein Liebesgeschenk ist oder nicht.

„Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, Sie kennen die Baronesse von Reykow gut?"

„Hohoho — wahrscheinlich besser als Sie, Verehrtester. Nachbarn. Als Kinder schon Papa und Mama zusammengespielt — hahaha. Auf den Appelbäumen rumgeturnt und so. Ist Ihnen der Name Graf von Heyken nicht bekannt? Unser Geschlecht geht bis auf den Großen Kurfürsten."

„Ah so", macht Müller und lächelt. Und hat einen faden Geschmack auf der Zunge. Aber dann strafft er sich.

„Die Baronesse von Reykow erzählte kein Wort davon", sagt er ruhig. „Meine Verwundung . . ."

„Richtig, erinnere mich. Also die Annemarie hat sie gesund gepflegt, was? So was liegt ihr. Hm, na ja, also, wie war das mit Manfred? Eigentlich wollte ich ihn nämlich haben, als der Krieg begann."

„Oh", macht Müller und blickt den andern scharf an. Der hat eine steile Falte über der Nasenwurzel und in seinen Augen steht etwas, was er verborgen halten würde, wenn er nüchtern wäre.

„Als Liebesgeschenk nämlich", setzt er noch hinzu.

Der Leutnant Müller zuckt leicht die Achseln. Was soll man auch darauf antworten.

Aber der Hauptmann von Heyken sieht dieses Achselzucken. Und er hat an diesem Abend schon verschiedenes durch die Gurgel gejagt. Und er hat nie von Annemarie ein Lebenszeichen ins Feld bekommen, so oft er selber geschrieben hat. Und daß da ein andrer, Fremder, ein Student und Freiwilliger, der Müller heißt und nicht anders, nun den Manfred besitzt und noch die Achseln zu zucken wagt, das — zum Teufel —, das paßt ihm nicht! Dem Hauptmann Graf Adolf von Heyken paßt das ganz und gar nicht.

„Was wollen Sie mit dem Achselzucken sagen, Herr Kamerad, Müller?" näselt er böse.

„Kamerad hätte vollauf genügt", sagt Müller. „Einer heißt Müller, der andre heißt Graf Heyken. Das spielt doch heute keine Rolle, wo die Parole lautet: Freiheit!"

Hauptmann von Heyken stutzt einen Augenblick.

„Ach was", sagt er dann kurz, „antworten Sie lieber."

Das klingt nun schon ziemlich drohend. Und das Glas zwischen seinen Fingern wird bald zerbrechen, wenn er noch lange so heftig daran herumdreht. „Also?"

Da hat der Leutnant Müller eine Vision: Er sieht sich wieder in der Box von Manfred, im Stall auf dem Repkowhof, Annemarie steht neben ihm und ihrer beider Hände streichen über Manfreds Hals. Und Annemarie sagt: Paß mir gut auf den Wilhelm auf, Manfred.

Er lächelt.

„Ja, was soll ich da groß antworten, Herr Hauptmann von Heyken. Nun habe ich eben den Schimmel."

Drüben an der andern Seite des Tisches schwellen die Adern auf einer breiten Stirn.

„Das soll also heißen, daß Sie eben das Liebesgeschenk erhalten hätten?! He?!"

„Herr Hauptmann von Heyken, ich wüßte nicht, daß ich Ihnen Veranlassung gegeben hätte, mich in diesem Exerzierplatzton anzufahren. Ich bin immerhin der Leutnant Müller."

Er erhebt sich. Der Mann da, denkt er, legt es auf Stunk an. Soll er seine Pulle allein aussaufen.

Aber da fährt auch Heyken vom Stuhl hoch.

Hastig noch gießt er das letzte Glas Wein in die Kehle. Er fühlt sich in die Schranken gewiesen — und das paßt ihm nun schon lange nicht. Und in diesem Zustand am wenigsten.

„Hoho, kneifen? Am Ende ist der Manfred gar kein Geschenk, sondern — requiriert? He? Ihr Freiwilligen nehmt's doch darin nicht so genau! Oder wollen Sie mir wirklich weismachen, daß die Baronesse Annemarie dem Leutnant Müller ihr Lieblingspferd — von selbst —"

Er torkelt ein bißchen. Er fuchtelt etwas wild mit den Armen.

Wilhelm Müller steht steif, einen Kopf größer als Heyken. Die Farbe ist ihm etwas aus dem Gesicht gewichen. Was hat dieser Kerl da eben gesagt? Das Pferd gestohlen? Daß dich der Satan hole!

Seine Hand fährt zum Degengriff. Es ist eine unwillkürliche, soldatische Bewegung, wie man sie an sich hat, wenn man sich wehren muß.

Im letzten Augenblick fängt er sie noch auf. Am Nebentisch ist man bereits aufmerksam geworden. Erstaunte Gesichter. Der weintrinkende Oberst lacht belustigt.

„Sie können sich ja selbst, Herr Hauptmann von Heyken", sagt Müller langsam, leise und schwer, „bei Baronesse von Repkow erkundigen, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Im übrigen bin ich der Meinung, daß Sie betrunken sind!"

So. Das ist deutlich.

„Sonst hätte ich Ihnen anders geantwortet!" sagt er noch und dreht sich um.

Und da geschieht das Ungeheuerliche, daß der Hauptmann von Heyken seinerseits an den Degen greift, ihn herausreißt — und da fallen ihm auch schon Köckeritz und seine Kameraden in die Arme.

„Heyken, sind Sie verrückt?"

„Er hat den Manfred gestohlen", schreit der sinnlos in seiner Trunkenheit.

Der Leutnant Müller fährt herum. Wie ein Baum steht er — kerzengerade.

Und dann sagt er mit gewaltsamer Ruhe:

„Das Pferd gehört meiner Braut, Annemarie von Repkow, die es mir mitgab als Kameraden. Tiere sind zuweilen bessere Kameraden als Menschen, Herr Hauptmann von Heyken."

Und geht einfach davon.

Der Hauptmann von Heyken läßt den Arm sinken. Köckeritz steckt ihm schnell den Degen in die Scheide.

Der Hauptmann von Heyken steht eine Weile da wie ohne Besinnung.

„Setzen Sie sich mal zu uns, Heyken. Sie sind ein bißchen durcheinander. Kein Wunder nach den letzten Wochen. So — immer mit der Ruhe. Alles bloß halb so schlimm. Na also —"

Er fällt schwer auf einen Stuhl. Die andern setzen sich hastig um ihn herum. Nervenkollaps — klar. Höchste Zeit, daß man mal einige Wochen zur Ruhe kam. Auch die an den andern Tischen haben sich gleich wieder beruhigt. Nur kein Aufsehen. Gut, daß nicht so viele da sind. Die Ordonnanz da in der Ecke hat das Maul zu halten. Im Suff quatscht man manches.

Heyken starrt vor sich hin, während Hauptmann Köckeritz wieder die Karten mischt.

Der Oberst singt leise vor sich hin: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ."

„Was hat er gesagt?" murmelt Heyken. Seine — Braut? Seine — die Annemarie — seine Braut?"

Er greift nach dem Glas auf dem Nebentisch.

Er nimmt einen gehörigen Schluck.

Dann lacht er leise auf. Und es ist gar kein schönes Lachen. Es klingt rauh und heiser, als wenn man eine verrostete Kaffeemühle dreht.

„Ja, ja, ein bißchen durchgedreht", brummelt er. „Entschuldigen Sie, Kameraden. Richtig durchgedreht. Kann vorkommen."

Man beeilt sich, ihm zu versichern, daß so was wirklich vorkommen kann.

Der Leutnant Müller reitet durch die Dunkelheit in sein Quartier zurück.

Das wäre ja nun nicht nötig gewesen, denkt er grimmig. Was hat sich dieser Mensch eigentlich gedacht? Neid auf Manfred? Und deswegen gleich so rabiat werden? Ekelhafter Kerl!

Ach was Neid?

Eine Weile später hat er's!

Eifersucht!

Dumme, verrückte Eifersucht! Was denn sonst! Schon in Großbeeren, vor einigen Monaten hat ihn dieser Heyken so sonderbar angesehen, als er die Geschichte von Manfred hörte.

Na, nun wird er vielleicht zerplatzt sein, haha!

„Das Pferd gehört meiner Braut Annemarie von Repkow."

Jawohl, mein Lieber, was hast du dich auch in meine Angelegenheiten hineinzumischen? He? Meiner Braut Annemarie von Repkow!

Jawohl, stimmt das etwa nicht?

Stimmt haargenau. Auch wenn die Frau Baronin noch nichts davon wissen sollte, mit Annemarie ist er doch einig. Die Annemarie pfeift auf den Grafen von Heyken von der Garde. Die Annemarie will den Wilhelm Müller — und sonst gar nichts.

Stimmt es, Manfred?

Der wirft den Kopf. Es stimmt!

Na also.

Und so verfliegt allmählich der Grimm, der ihm im Herzen sitzt. Der Hauptmann von Heyken kann ihm gewogen bleiben!

Hoffentlich begegnet er ihm nie mehr.

Aber dafür sorgt bereits das wechselvolle Schicksal des Krieges.

Zwei Tage später fegt das Alarmsignal durch das Dorf. Tateratatataa! Tateratatataa! Die Hoboisten blasen sich beinahe die Lunge zum Halse heraus. Ja, zum Teufel, was ist denn? Statt des Morgengrußes Alarm? Denn es ist erst fünf Uhr in der Frühe. Sonst klang das Signal nach der schönen Melodie: „Habt ihr denn noch nicht genug geschlaaaaafen?" Die Leute haben sich nämlich mit echtem Soldatenhumor zu jedem Signal längst einen Text gemacht. Heute aber lautet er: „Nu macht schon, macht; es riecht nach Krieg!"

Und man hatte sich doch schon so fein an ein bißchen Faulenzen gewöhnt. Und ein bißchen mit dem Gedanken an Frieden gespielt.

Also raus aus den Strohsäcken, rein in die Montur!

Großer Appell. Zu gleicher Zeit in allen Dörfern, wo Regimenter liegen. Befehle werden verlesen. Regiment so und so marschiert noch heute ab. Regiment so und so morgen. Der Kaiser Napoleon hat Waffenstillstandsverhandlungen abgelehnt. Aus ist's mit den leisen Gedanken an Frieden. Der Krieg geht weiter!

„Hurra", schreien die Leute.

Wenn's eben sein muß — ran an Paris!

Der Leutnant Müller hat gut aufgepaßt: Das Regiment des Hauptmanns von Heyken muß in einer Stunde bereits abmarschieren. Er selbst kommt morgen an die Reihe.

„Leben Sie wohl, Heyken! Und trotz allem: Sieg und heile Knochen."

An diesen Tagen wird in den Quartieren der Jäger feste und gründlich sowohl am Körper als an der Montur geschrubbt und gereinigt. Wer weiß, wann man wieder dazu kommt. Wer weiß überhaupt, wohin es geht.

An diesem Abend gibt's auch keinen Urlaub mehr für die Mannschaften, und die Dorfschönen laufen mit feuchten Augen allein durch die Gassen. Es hat sich so manches hier in letzter Zeit angebandelt gehabt.

Aber da ist nun nichts mehr zu machen

Bekümmert hören die Mädels das letzte Signal des Abends, den Zapfenstreich, sie werden es nun für lange nicht wieder hören. Die Jäger in ihren Quartieren aber brummen auch hierzu den Text mit: „Bäcker backt das Brot zu klein — da soll der Deibel Soldate sein — zu Bett, zu Bett, zu Bett!"

Und da ist dann wirklich nichts mehr zu machen.

Und am nächsten Tag marschiert auch das Korps Köckeritz ab.

Vor den Häusern stehen die braunhaarigen und blonden und schwarzbezopften Mädels und winken und winken und winken, die Gören laufen stramm neben den Marschierenden ein Stück mit, und da fängt denn auch schon ein Berliner Junge unter den Jägern seinen Singsang an, der schnell allen Abschiedsschmerz mit dem unverwüstlichen Humor vom Strand der Panke wegspült.

„Treu ist die Soldatenliebe,
Treu wie Wasser in der Kiepe,
Darum weine nicht, mein Kind,
Weil wir bloß Soldaten sind.
Soldat in Freud, Soldat in Leid,
Soldat in alle Ewigkeit!"

Die Gesichter grinsen. Die Mädel kommen ins Kichern. Die Gören, die mitlaufen, schreien begeistert mit:

„Treu ist die Soldatenliebe,
Treu wie Wasser in der Kiepe —"

Und so geht es zum Dorf hinaus, die schon festgefrorene Chaussee entlang.

Der Leutnant Müller sitzt aufrecht auf seinem Schimmel. Auch er schmunzelt so vor sich hin. Aber er sagt leise, und beugt sich dabei sacht zu Manfreds Ohr: „Annemarie —"

(Fortsetzung folgt.)

Adventabend im Dorfe.

Von Franzpaul Willi Damm.

„Bim — bim!" ruft die alte Kirchenuhr sechsmal zimperlich in das Dorf. Der Tag ist längst davongeschlichen. Es finstert. In den Bauerhöfen klappern die Eimer, rasch dem Vieh die Abendmahlzeit gebracht wird. Eine Magd trällert ein Liedchen. Im Nachbarhofe blökt eine Kuh, der die Zeit zu lang wird, bis die Bäuerin zum Melken kommt.

Durch die Ritzen mancher Fensterläden stehlen sich Lichtstreifen in die Finsternis, aus anderen Fenstern blinkt offen das gedämpfte Licht der Lampen. So heimelnd sind auch die beiden Straßenlampen, die das Dorf beleuchten. Keine weitstrahlenden Lichtspender, — sie gleichen aus der Ferne eher verlöschenden Sternen, die sich vom Himmel senken.

Die Straßen sind aufgeweicht, und nur der Ortskundige tappt selbst im Finstern den sichern Pfad.

Aber dort, wo der Krämerladen steht, fällt das Licht hell und breit auf die Straße. Das kleine Schaufenster ist erleuchtet. Der Weihnachtszauber ist hier eingezogen. Ein Adventskranz schwebt fast an der Decke des Schaufensters und gibt den ausgebreiteten Herrlichkeiten einen weihnachtlichen Segen. In grauen Pappkästchen glitzern und blitzen Kugeln, die den Christbaum schmücken sollen, und warten auf Käufer. Zwischen den Kästen sitzen Puppen mit lachenden, rosigen Gesichtern, schmucken Köpfen, lustig leuchtenden Kleidchen, die Arme erhoben, als würde ihnen die Zeit hier zu lang und als wollten sie gleich denen in die Arme fliegen, die draußen still bewundernd stehen. Unter einem Tannenzweig schreitet ein Holzpferdchen mit aufgeklebter, flatternder Mähne hervor, und ihm gegenüber liegt in der Schaufensterecke ein Hampelmann, der vom Schäfchen gefallen ist, auf das ihn der findige Kaufmann setzte.

Filzschuhe, schön verbrämt, mit blitzenden Schnallen, wecken weihnachtliche Wünsche. Zwischen Pfefferkuchen und Säckchen mit Walnüssen stürmen Bleisoldaten todesmutig dahin und drohen Kanonen. Sie beschirmen das aus Holz zierlich geschnitzte Vieh eines Bauernhofes.

Ein weihnachtliches Bilderbuch ist hier lebendig geworden.

Die Kinder stehen vor dem Schaufenster, drücken die Nasen gegen die Scheiben und bestaunen die Herrlichkeiten.

Die Glocke der Ladentür schnarrt, sie hat ihren hellen Ton längst vor Altersschwäche verloren. Ein Mann kommt aus dem Krämerladen und schiebt sich am Hause entlang in die Finsternis, und doch ist ein Strahlen auf seinem Gesicht zu lesen, als er aus dem Lichte des Ladens tritt. Die Freude seiner Kinder leuchtet auf seinem Antlitz voraus. Er trägt zwei leere Kisten unter dem Arm. Aber aus diesen Kisten werden an den nächsten Abenden Puppenstuben gebastelt, Burgen, Pferdeställe, Dörfer mit Kirchen und Weidekoppeln, Wägelchen und Eisenbahnen . . .

Langsam zerstreut sich die kleine Schar. Hoftüren klappen. Daheim sitzen sie verträumt mit einem Glanz in den Augen, denn die Herrlichkeiten des Schaufensters sind in ihren kleinen Seelen Leben geworden. Nun werden die ersten Weihnachtslieder lebendig und spinnen Weihnachtsfrieden in das Dorf, das in der nächtlichen Stille unterm Glitzern der adventlichen Sterne liegt.

Rechengenies.

Menschenhirn, schneller als Maschine. — 200 000 Geschichtszahlen im Kopf.

Von Carl Graf v. Klinkowstroem.

Die Geschichte hat uns eine Menge Beispiele von hervorragenden Gedächtnisleistungen überliefert. Seneca erzählt von sich selbst, er habe zweitausend Verse nach einmaligem Vorsprechen fehlerlos wiederholen können. Vom König Cyrus, vom Kaiser Hadrian und von Scipio Africanus wird uns berichtet, sie hätten alle Soldaten ihrer großen Armeen beim Namen gekannt. Der gelehrte Joseph Scaliger soll in 21 Tagen den ganzen Homer und innerhalb vier Monaten alle griechischen Dichter auswendig gelernt und behalten haben. Uffenbach sah 1710 zu Hannover einen blinden Magister namens Libbes, der mit Leichtigkeit tausend Namen oder Zahlen, die man ihm vorsprach, in der richtigen Reihenfolge wie auch umgekehrt wiederholen konnte. Ebenso gab er, wie berichtet wird, ganze Predigten, die er nur einmal gehört hatte, wörtlich wieder.

Von der Verwendung eines solchen überdurchschnittlichen Gedächtnisses zur Erledigung von verwickelten Rechen-Operationen hören wir aber erst im achtzehnten Jahrhundert. Da lebte im Jahre 1751 zu Elmton bei Chesterfield ein einfacher und ungebildeter Mann namens Jedediah Buxton, der sein ausgezeichnetes Gedächtnis auf allerhand kopfrechnerische Leistungen trainiert hatte. Gefragt, wie groß die Quadratfläche eines Feldes von 423 englischen Ellen Länge und 383 Ellen Breite sei, erwiderte er in zwei Minuten: 162 009 Ellen. Auf die weitere Frage, wieviel Morgen besagtes Feld groß wäre, sagte er nach elf Minuten: 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruten und 20¼ Ellen. Nach der Anzahl von Gerstenkörnern, die, nebeneinandergelegt, eine Länge von 8 Meilen decken würden, befragt, gab er in eineinhalb Minuten die Zahl 1 520 640 an. Oft waren die Aufgaben, die man ihm stellte, weit verwickelter, aber stets vermochte dieser Tagelöhner, ohne sich durch Lärm oder dergleichen im geringsten stören zu lassen, im Kopf die Rechenarbeit zu bewältigen. Die Resultate behielt er monatelang im Gedächtnis.

Die gleiche Fähigkeit besaß ein siebzigjähriger Neger, der 1789 in Virginia (USA) lebte. Er war natürlich in seiner Gegend dafür bekannt, und jeder durchreisende Fremde stellte den alten Thomas Fuller auf die Probe. Die Frage, wieviele Sekunden eineinhalb Jahre enthielten, beantwortete er in etwa zwei Minuten: 47 304 000. Auf die Frage, wieviele Sekunden jemand gelebt habe, der 70 Jahre, 17 Tage und 12 Stunden alt geworden sei, gab er nach eineinhalb Minuten die Antwort: 2 210 500 800. Einer der Anwesenden, der zur Kontrolle auf dem Papier mitrechnete, meinte, die Summe sei nicht ganz so groß, wie Fuller angegeben habe, worauf dieser sagte: „Ich wette, Sie haben die Schaltjahre vergessen" — was sich sodann als richtig herausstellte. Auch dieser Schnellrechner war ganz ungebildet und hatte sein Talent selbst erworben und geübt, bis er zu den erstaunlichsten Leistungen fähig war.

Im neunzehnten Jahrhundert hat sich insbesondere Martin Zacharias Dase aus Hamburg (geboren 1824) einen Namen gemacht, der schon im Alter von fünfzehn Jahren öffentlich auftrat. Er war der erste, der als Rechenkünstler Kunstreisen unternahm. Gelegentlich einer solchen zog Dase 1844 in München die 52. Wurzel aus einer 97=stelligen Zahl im Kopfe aus und multiplizierte beliebige hundertstellige Zahlen. Er konnte acht Stunden lang rechnen, ohne zu ermüden. Im übrigen war er geistig nicht besonders befähigt und verstand nichts von der höheren Mathematik. Aber in den vier Grundrechnungsarten glänzte er und blieb lange unerreicht. Erst der 1848 geborene Friedrich Albert Heinhaus kam ihm wieder nahe. Von Beruf Kaufmann, trat er 1882 zum erstenmal vor die Öffentlichkeit und erregte großes Aufsehen. Sein Programm umfaßte unter anderem folgendes: Einmaleins bis 200; Multiplikation drei= und vierzifferiger Zahlen mit sich selbst; Angabe der Gesamtsumme von etwa acht bis zehn beliebigen drei= bis vierstelligen Zahlen, sobald die letzte auf der Tafel steht; Ermittlung des Wochentags eines beliebigen Datums.

In unserer Zeit war es insbesondere der 1929 als Fünfzigjähriger verstorbene Deutsche Dr. Gottfried Rückle, der durch seine Vollendung und Vielseitigkeit als Rechenkünstler in Erstaunen setzte. Seine außergewöhnliche Begabung zeigte sich im Kindesalter, und der Kutscherssohn erhielt auf dem Frankfurter Gymnasium eine Freistelle. Im Alter von 21 Jahren machte Rückle in Gießen seinen mathematischen Doktor. Er ist nicht nur als Varietékünstler aufgetreten, er hat auch wissenschaftliche Arbeit geleistet — wir haben von ihm ein Werk „Praxis des Zahlenrechnens" — und sich zu wissenschaftlich=psychologischen Prüfungen zur Verfügung gestellt. 1904 zeigte sich der Vierundzwanzigjährige gelegentlich eines Pariser Kongresses allen dort anwesenden Zahlen= und Rechenkünstlern weit überlegen. Und zwanzig Jahre später blieb er in Berlin bei einem Wettrechnen mit elektrisch betriebenen Rechenmaschinen ebenfalls überlegener Sieger.

Von Rückle werden Rekordzeiten mitgeteilt, die zu seinen Lebzeiten wohl nicht überboten worden sind. Zum Quadrieren dreistelliger Zahlen brauchte er eine halbe Sekunde. Eine Reihe von 504 beliebig ausgeloster Ziffern, die ihm vorgesprochen wurden, vermochte er innerhalb 34 Minuten und 39 Sekunden auswendig zu lernen und fehlerlos zu wiederholen. Aber diese Schnelligkeit ist gewiß nicht wunderbarer als die geistvolle Methodik, nach der Rückle arbeitete. Rechentricks wendete er nicht an. Er war keine einseitige Begabung; sein Gedächtnis ließ ihn auch auf anderen Gebieten nicht im Stich. Aber er war Alkoholiker und arbeitete am besten, wenn er nicht mehr ganz nüchtern war.

Dr. med. et phil. et rer. pol. Fred Brauns ist ihm in den Leistungen nicht unähnlich. Auch Brauns, der heute im 48. Lebensjahre steht, hat schon als Kind seine Lehrer verblüfft, und führt seine besondere Begabung auf Vererbung seitens seines Großvaters mütterlicherseits zurück. Als praktischer Arzt in Leipzig tätig, zeigte er seine Fähigkeiten als Rechen= und Gedächtniskünstler nur im Freundeskreise, bis die Inflation sein Vermögen entwertete und er seinen ärztlichen Beruf mit dem des Rechenkünstlers vertauschte. Seitdem hat er seine Leistungsfähigkeit durch ständige Übung gesteigert. Genau wie bei Rückle ist sein Sehgedächtnis ebenso gut ausgebildet wie das akustische. Das heißt, es macht ihm nichts aus, ob ihm eine Zahlenreihe oder Rechenaufgabe schriftlich oder mündlich übermittelt wird. Im letzteren Falle merkt er sich Zahlenungetüme im allgemeinen nur nach ihrem klanglichen Rhythmus.

Eine besonders eindrucksvolle Vorführung hat Brauns vor der Kant=Gesellschaft in München gezeigt. Er schrieb acht beliebig gewählte zweistellige Zahlen untereinander an die Tafel und erhob diese unmittelbar in die zehnte Potenz. Zugleich ließ er sich aus dem Kreise der Zuhörer Tages= und Jahresdaten zurufen und vermochte, ohne sich in seinem Kopfrechnen stören zu lassen, sofort den jeweiligen Wochentag zu nennen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Brauns auch über ein gedächtnismäßiges Wissen von rund 200 000 Daten aus der Weltgeschichte verfügt und also auch hier kaum auf eine Frage die Antwort schuldig bleibt. Seine Vorträge hält er in fünfzehn verschiedenen Sprachen. Im übrigen ist er ein außerordentlich lebendiger und witziger Gesellschafter, so daß man wohl sagen kann, daß hier durchaus keine einseitige Begabung vorliegt, sondern ein allgemein hochbegabter Kopf mit außerordentlichen Sonderfähigkeiten.



Roosevelt, der Briefmarkensammler.

Seit einiger Zeit berichten die amerikanischen Zeitungen darüber, daß der Präsident Roosevelt ein leidenschaftlicher Briefmarkensammler geworden sei. Er habe zu sammeln angefangen, als er im Jahre 1915 sich einige Zeit auf der Insel Haiti aufhielt. Seitdem hat er dann ganz systematisch und eifrig an der Erweiterung und Vervollständigung seiner Sammlung gearbeitet. Diese soll heute bereits den reichsten Kollektionen der ganzen Welt gehören. Unterstützt wird die Sammlerleidenschaft des Präsidenten, wie man hört, dadurch, daß sämtliche Postbeamten in den U. S. A., die das natürlich erfahren haben, möglichst alle seltenen Postwertzeichen, die ihnen in die Hände gelangen, beiseite legen, in der Hoffnung, damit dem Präsidenten gelegentlich eine Freude zu machen, die sich dann vielleicht auch einmal in einem Dank in Form einer Beförderung usw. äußern könnte.

Ein Wettfliegen um die Erde.

Aus Anlaß der Weltausstellung 1937 in Paris wird von dem Aero=Club in Frankreich in Verbindung mit der Internationalen Flieger = Vereinigung ein Wettbewerb ausgeschrieben werden für einen Flug um den Erdball von Paris nach Paris. Die Preise sollen zusammen etwa 10 Millionen Frank betragen. Die Gesamt=Flugstrecke bei diesem längsten Flieger=Wettbewerb würde etwa 40 000 Kilometer ausmachen.



Lustige Ecke



Zwei neue Schottenwitze.

Der Schotte heiratete.

Der Schotte machte die Hochzeitsreise in die Schweiz. Denn er war ein vornehmer Schotte und strafte die Mär von der Schotten Geiz Lügen. Er stieg mit seiner jungen, entzückenden Frau in einem Luxushotel ab, wo das Abendmenü zwanzig Frank kostete.

Der Schotte bestellte es.
Die Suppe kam.
Des Schotten Braut löffelte einen Löffel.
Plötzlich wurde sie blaß.
„Jill", stöhnte sie, „mir ist schlecht!"
„Schlecht?"
„Ja, Jill!"
Seufzte der Schotte:
„Jetzt mußt du das erst merken? Konnte dir nicht schon vor der Suppe schlecht werden? Jetzt kann ich das ganze teure Menü für dich bezahlen!"

*

Schotte ist zwei Meter groß.
Schotte ist drei Meter dick.
Und dieser Schotte ging zum Schneider: „Was kostet bei Ihnen ein Anzug?"
„Das kommt darauf an."
„Auf was?"
„Für einen Erwachsenen hundertvierzig Mark — für einen Knaben siebzig Mark."
Sagt Schotte:
„Dann machen Sie mir einen Anzug für einen Knaben, der zufällig meine Größe hat."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg